

MAXIM LEO  
DER HELD  
VOM BAHNHOF  
FRIEDRICHSTRASSE

ROMAN

Kiepenheuer  
& Witsch

der Frau, die Sie liebten, die Freiheit geschenkt, mussten aber selbst in Unfreiheit bleiben.«

»Tja, das ging leider nicht anders, weil ich nicht gleichzeitig die Weiche stellen und in den Zug steigen konnte. Außerdem war das ja auch der Schutz für mich. Selbst die Stasi, die mich erst für den Täter hielt, hat mich später wieder freigelassen. Weil sie mir nichts beweisen konnten, aber auch, weil sie sich nicht vorstellen konnten, dass einer so etwas nur für einen anderen tut.«

»Haben Sie Ihre Freundin je wiedergesehen?«

»Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört, das hatten wir so verabredet, damit ich nicht auffliege.«

»Aber sechs Jahre später fiel die Mauer, da hätte sie sich doch mal melden können.«

»Eigentlich schon ...« Hartung schluckte, seine Stimme brach, sein Kinn begann zu zittern. Er fühlte auf einmal eine große Traurigkeit. Darüber, dass Caroline ihn verlassen hatte, dass sie tot war. Er sah Katarina Witt durch einen Tränenschleier, die Moderatorin drückte ihm ein Taschentuch in die Hand. Das Publikum applaudierte, Hartung senkte den Blick zu Boden, und als er sich ein paar Momente später wieder einigermaßen im Griff hatte und in den Saal blickte, sah er in viele tränende Augen. Er wagte es nicht, zu Natalie zu schauen, vermutlich hätte er sonst gleich wieder losgeheult.

Und wer auch immer in den folgenden Wochen im ganzen Land von diesem erstaunlichen Michael Hartung sprach, der erinnerte sich auch an einen Helden, der weinen konnte.

# 10

Im Badezimmerspiegel erblickte Harald Wischnewsky an diesem Morgen einen Mann, den er schon länger nicht gesehen hatte. Seine Bartstoppeln waren zu einem grauen, moosartigen Dickicht gewuchert, das sein Gesicht bis zu den Wangenknochen bedeckte. Die grünen, wachen Augen schimmerten wie Inseln der Jugend im Gestrüpp des fortgeschrittenen Alters. Es ist doch seltsam, dachte Wischnewsky, dass die Augen nicht zu altern scheinen. In ihnen sah er noch immer den Mann von früher.

Die Idee mit dem Bart war ihm am Mittwoch vor zwei Wochen gekommen, nach der Vorstandssitzung der »Stiftung gegen das Vergessen«. Den ganzen Tag lang hatten sie über die Vorbereitungen zum 30. Jahrestag des Mauerfalls gesprochen. Vor allem natürlich über die Gedenkrede, die er vor dem Deutschen Bundestag halten sollte. Drei Redner nur sollte es geben an diesem 9. November: Der Bundestagspräsident. Die Kanzlerin. Und der verdiente ostdeutsche Bürgerrechtler Harald Wischnewsky.

Alle im Vorstand waren sich einig gewesen, dass diese Rede die größte Ehre war, die der Stiftung je zuteilgeworden war. Und auch für Wischnewsky persönlich war das natürlich ein Höhepunkt seines Lebens. Wenn nicht *der* Höhepunkt. Wobei er diese Einordnung nicht besonders mochte, weil es ja im Grunde nur bedeutete, dass bis dahin nichts Bahnbrechendes in seinem Leben passiert war.

Wischnewsky schüttelte genervt den Kopf, warum musste er immer so negativ sein? Vielmehr sollte er sich doch auf diesen großen Tag freuen, an dem er vor der deutschen Öffentlichkeit seine Gedanken zum Mauerfall und zur friedlichen Revolution äußern durfte. Deshalb ja auch der Bart, das war die Idee, er wollte wieder so wie früher aussehen, als er noch ein aktiver Bürgerrechtler gewesen war.

Seine Frau fand die Idee blöd. Sie sagte, der Bart sei so deprimierend und grau wie die DDR. Das war wieder mal typisch für sie, andere Ehefrauen würden vor Stolz platzen, wenn ihre Männer vor dem Bundestag sprechen dürften.

Seit Wochen arbeitete er jeden Tag an seiner Rede. Es sollte natürlich um den Geist der friedlichen Revolution gehen, um ein Volk, das sich mutig erhebt, um die Mauern zu durchbrechen. Diesen Teil, einschließlich seiner persönlichen Erfahrungen mit scheinbar übermächtigen Diktaturen, hatte er drauf, weil er ja seit dreißig Jahren

praktisch von nichts anderem sprach. Aber die Rede sollte komplexer werden. Das Kanzleramt hatte angeregt, angesichts des wachsenden Extremismus von rechts und links die Bedeutung der Freiheit und der Demokratie zu betonen und auch den Aspekt der Zivilcourage nicht zu kurz kommen zu lassen. Im Stiftungsvorstand war zudem lange über die historische Erinnerung gesprochen worden, die von der untergegangenen DDR geblieben war. Und seine Frau fand, es dürfe nicht immer nur um die Vergangenheit gehen. Wo stand denn der Osten heute? Warum waren die Ostler so abgehängt und frustriert? Das alles sollte Wischnewsky in zehn Minuten abhandeln, keine Minute länger, weil der Festakt live im Fernsehen übertragen wurde.

Kurzum, der Druck war enorm. Und obwohl Wischnewsky nun schon einige Zeit an dieser Rede arbeitete, war er noch nicht besonders weit gekommen. Genau genommen war er beim ersten Satz. Der Ton und der Inhalt dieses ersten Satzes würden die gesamte Rede prägen, weshalb man da auf keinen Fall einen Fehler machen durfte. Erst gestern hatte Wischnewsky eine Idee gehabt, die er gar nicht schlecht fand. Er hatte geschrieben: »Meine Damen und Herren, ein Ende ist immer auch ein Anfang, das hat uns der historische Herbst von 1989 gelehrt.« Das hatte Leichtigkeit und zugleich Tiefe. Ende und Anfang. Yin und Yang. Die Chinesen nannten das Daoismus, die Lehre entgegengesetzter und dennoch aufeinander bezogener Kräfte, die sich ergänzen. Also quasi wie Ost und West.

Andererseits, dachte Wischnewsky, was hatte sich denn nach dem Mauerfall wirklich ergänzt? Leider war das Ende der DDR ja gar nicht der Anfang von etwas Neuem geworden, so wie Wischnewsky es sich gewünscht hätte. Der berühmte dritte Weg, irgendetwas zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Und schuld war, das musste man der Ehrlichkeit halber sagen, der verdammt Mauerfall. Da endete das revolutionäre Spiel, diese herrlich anarchistische Zeit, in der alles möglich erschienen war.

Ach, wenn Wischnewsky an diese Zeit dachte, dann wurde er noch schwermütiger und trauriger, als er es ohnehin schon war. Diese Zeit, die im September 1989 begonnen hatte, als er zusammen mit den anderen das »Neue Forum« gegründet hatte, war ganz ohne Frage die beste überhaupt gewesen. Nie wieder hatte er sich so lebendig und kraftvoll gefühlt, nie wieder schien die Welt so formbar zu sein. Nie wieder hatten Traum und Wirklichkeit sich so gut verstanden. Wie im Rausch waren sie durch die Straßen gelaufen, hatten einander am Lächeln erkannt, waren ihrer Energie und ihren Instinkten gefolgt. Hatten sich nicht ständig gefragt, wie realistisch das alles war. Hatten einfach gemacht, volle Pulle, der Mutigste gewann.

Wer so etwas erlebte, der konnte sich glücklich schätzen, weil ja nicht jeden Tag ein ganzes Weltsystem zusammenbrach. Und gleichzeitig war dieser Herbst für Wischnewsky auch immer ein Fluch geblieben, weil alles, was danach kam, im Grunde

nur noch enttäuschend sein konnte. Den dritten Weg wollte keiner beschreiten, und Leute wie Wischnewsky wurden zwar allenthalben als mutige Revolutionäre gepriesen, aber gleichzeitig gab man ihnen zu verstehen, dass ihre Zeit abgelaufen war. Sie wurden quasi über Nacht zu Personen der Zeitgeschichte, zu ostdeutschen Wachsfiguren, die zu den Gedenktagen Reden halten durften, aber sonst nichts mehr zu sagen hatten.

»Frühstück ist fertig!«, rief Wischnewskys Frau. Er warf einen letzten Blick in den Spiegel, nickte dem Moos-Mann aufmunternd zu und schlurfte in die Küche, wo seine Frau gerade den Dinkelbrei zubereitete, den der Arzt ihm wegen seines Reizmagens empfohlen hatte. »Ich kann dieses Zeug nicht mehr sehen. Wie soll ich denn mit Dinkelbrei im Leib die wichtigste Rede meines Lebens schreiben?«, stöhnte Wischnewsky.

»Ach, du bist so ungebildet«, sagte seine Frau. »Jeder weiß doch, dass Aristoteles und auch Winston Churchill sich fast ausschließlich von Dinkelbrei ernährt haben. Was möglicherweise erklärt, warum beide so große Redner waren.«

Wischnewsky musste grinsen. »Danke, dass du mich aufmunterst. Oder es zumindest versuchst ... aber vielleicht bin ich ja wirklich zu dämlich.« Seine Bildung, oder besser seine nicht vorhandene Bildung, war Wischnewskys großer Schwachpunkt. Auch wenn immer alle verständnisvoll nickten, wenn er erzählte, dass man als Dissident in der DDR nicht mal Abitur machen durfte. Am Ende verachteten sie ihn doch, wenn er mal wieder etwas Grundlegendes nicht wusste. Er, der Autodidakt, der sich nach seiner Verhaftung alles selbst hatte beibringen müssen.

21 Jahre alt war Wischnewsky gewesen, als er ins Gefängnis kam, weil er auf dem Alexanderplatz Flugblätter verteilt hatte, in denen die Einführung eines Wehersatzdienstes in der DDR gefordert wurde. Wobei Flugblätter schon ganz schön übertrieben klang für die paar Zettel, die sie im evangelischen Friedenskreis auf der Schreibmaschine mit vier Durchschlägen getippt hatten. Keiner hatte sich getraut, die Zettel zu verteilen, außer Heiko, der nicht alle Latten am Zaun hatte und alleine losziehen wollte. Wischnewsky hatte es nicht gut gefunden, dass Heiko das alleine machte, deshalb war er mitgegangen.

Er hätte nicht gedacht, dass man für so was drei Jahre bekommen konnte. Drei Jahre für ein paar schlecht getippte Schreibmaschinenseiten, die noch nicht mal jemand gesehen hatte, weil sie festgenommen wurden, als sie gerade anfangen wollten. Na ja, das war es dann gewesen mit seiner Bildungskarriere. Nachdem Wischnewsky aus dem Gefängnis entlassen worden war, arbeitete er in der Gemeindebibliothek. Er konnte dort während der Arbeitszeit jede Menge Bücher lesen, das schon, aber es war eben kein

richtiges Studium. Was dazu führte, dass er schnell unsicher wurde, wenn er Menschen begegnete, deren Leben geradliniger verlaufen waren als seins.

Er goss sich eine Tasse Jasmin Tee ein. Im Küchenradio lief ein Bericht über einen Mann, der in den 80er Jahren einen S-Bahn-Zug vom Osten in den Westen umgeleitet hatte. Wischnewsky erinnerte sich an die Sache. Der Mann erzählte vom Gefängnis in Hohenschönhausen, wo er sich mit einer Spinne angefreundet hatte. »Die ganze Zeit habe ich mit der Spinne gesprochen, um nicht verrückt zu werden«, sagte er. Erstaunlich, dachte Wischnewsky, er hätte ja eher vermutet, dass man verrückte Leute daran erkannte, dass sie mit Spinnen sprachen. Aber was wusste er schon von solchen Dingen.

Die Geschichte von diesem Spinnen-Mann ging Wischnewsky dann gar nicht mehr aus dem Kopf. Manchmal fühlte sich Wischnewsky selbst wie eine Spinne, die irgendwann in einem Bernstein erstarrt war. Er war in der Vergangenheit stecken geblieben und hatte es nie mehr in die Gegenwart geschafft. Er hätte ja auch noch mal etwas Neues anfangen können, damals. Er war Mitte 30 gewesen, als die Mauer fiel, da wäre doch alles möglich gewesen. Aber er hatte keine Ahnung gehabt, was er machen könnte, und war schließlich ganz erleichtert gewesen, als sie ihm den ordentlich bezahlten Vorsitz der »Stiftung gegen das Vergessen« und später auch noch den Vize-Vorsitz im gemeinnützigen Verein »Friedliche Revolution« angeboten hatten. Er beriet Museen bei der historischen Aufarbeitung der DDR, hielt Vorträge auf Tagungen und Konferenzen, gab Interviews. Anfangs fand er das alles noch spannend, er genoss die Aufmerksamkeit, die Reisen. Aber je öfter er seine Geschichte erzählte, desto unwirklicher erschien sie ihm, er fühlte sich irgendwann wie sein eigenes Abziehbild, wie die Karikatur des Mannes, der er einmal gewesen war. Ein ewiger Zeitzeuge.

Nach dem Frühstück ging Wischnewsky hoch in sein Arbeitszimmer, er trug noch immer seinen blau gestreiften Schlafanzug und die braunen Filzpantoffeln, und er wusste schon bevor er sich an den Computer setzte, dass er auch heute mit seiner Rede nicht vorankommen würde. Ein einziger Satz zog wie ein fernes Echo immer wieder durch seinen Kopf: »Meine Damen und Herren, ich bin eine Spinne.«